



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wie stehts um den Mittelstand? Von den Reden des Evangelisch-sozialen Kongresses haben gerade die drei am meisten Beachtung gefunden, die mit dem Evangelium nichts zu schaffen haben: die von Oldenberg, Max Weber und Schmoller. Oldenberg weist auf die Gefahren des reinen Industrie- und Handelsstaates hin und empfiehlt den sich selbst genügenden Agrar- und Gewerbestaat. Die Kreuzzeitung lobt ihn deshalb, die Frankfurter Zeitung dagegen schreibt: „Jedermann, der sich nur einigermaßen mit wirtschaftlichen Dingen beschäftigt, ist darüber nicht im unklaren, daß der Schwerpunkt der deutschen Volkswirtschaft längst in der Exportindustrie liegt. Man mag das bedauern oder nicht, es ist eine Tatsache, mit der gerechnet werden muß, und der Realpolitiker wird bei der Betrachtung der Zukunft nicht das ins Auge fassen, was von diesem oder jenem Standpunkte aus wünschenswert, sondern das, was wahrscheinlich ist. Und wahrscheinlich im höchsten Grade ist es, daß Deutschland die Entwicklung zum immer ausgeprägtern Industriestaat wird durchmachen müssen, wenn es nicht seinen Wirtschaftsorganismus den schwersten Erschütterungen aussetzen will. Und auch darüber ist kein klarer Kopf im Zweifel, daß Deutschland mit seinem Export von nahezu vier Milliarden Mark heute gar nicht mehr imstande wäre, zu dem Ideale des Dr. Oldenberg, der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, zurückzukehren, auch wenn es dies wollte. Wer will das aber? Außer Dr. Oldenberg, dem ihm wahlverwandten Adolf Wagner und einigen andern gelehrten Querköpfen nur die Agrarier.“ Es giebt auch ungelehrte Querköpfe ohne Nr und Halm, und zu diesen gehören wir selbst. Natürlich bestreiten wir nicht die Tatsache, daß sich Deutschland in der Richtung nach dem englischen Ideal entwickelt, das Professor Weber dem Oldenbergschen entgegenstellt, aber wir bleiben dabei, das andre für wünschenswerter zu halten und verzweifeln noch nicht an der Möglichkeit seiner Verwirklichung. Über die Gefahren des gegenwärtigen Zustandes hat uns Professor Schmoller nicht in dem Grade beruhigt, wie er den Kongreß beruhigt zu haben scheint. Das Tatsächliche in seinem Vortrage haben wir selbst oft genug dargelegt. Es ist vorläufig nicht wahr, daß der Bauernstand zu Grunde gehe. Die Lage ist sogar, wie die Frankfurter Zeitung ein paar Tage vor dem Schmollerschen Vortrage sehr schön bewiesen hat, im Augenblick günstig für ihn, da sich die Gefahr seiner Aufsaugung durch die Latifundien vermindert hat; denn deren Rentabilität sinkt, weil sie von den Getreide-, Zucker- und Spirituspreisen abhängt, von denen der hauptsächlich auf die Verwertung seines Viehs angewiesene Bauer teils nur wenig, teils gar nicht berührt wird. Und in Beziehung auf die Handwerker haben wir stets gesagt, daß ihre Lage außerordentlich verschieden ist, daß es manchen von ihnen sehr gut geht und daß nicht alle Handwerker in gleichem Maße von der modernen Entwicklung bedroht werden. Endlich erkennen wir auch an, daß, wenn man unter Mittelstand die Gesamtheit der Personen von mittlertem Einkommen versteht, der Mittelstand nicht zurückgeht, daß sich ein neuer Mittelstand bildet, und daß der Unterschied gegen früher bloß in dem stärkern Abstände der höchsten von den untersten Einkommenstufen besteht. Aber wir vermögen die Thatfachen nicht ganz so günstig zu deuten wie Schmoller. Zunächst: wenn sich auch die Zahl der ländlichen Besitzer in den letzten Jahrzehnten nicht mehr vermindert, sondern sogar ein wenig vermehrt hat, bildet sie doch einen weit kleinern Bruchteil der Gesamtbevölkerung als am Anfange unsers Jahrhunderts. Dann nützt es nichts, daß die Zahl der Handwerksmeister heute noch denselben,

sogar um eine Kleinigkeit größern Bruchteil der Bevölkerung bildet wie 1816,*) denn von den 1300000 Handwerksmeistern führt ein sehr großer Teil ein Proletariatsdasein, gehört also gar nicht zum Mittelstande. Endlich sagen wir mit Kulemann: ein bloß steuerlicher Mittelstand ist noch nicht das, was man im politischen Sinne unter Mittelstand versteht: ein von Natur konservatives Element, die unerschütterliche Grundlage des Staats und der Gesellschaft.

Ziehen wir von den neuen Bestandteilen der heutigen mittlern Steuerklassen nur einen in Betracht: die am besten bezahlten Industriearbeiter, die Werkmeister, die in Gruben, Fabriken, Kaufmannsgeschäften, Banken, Versicherungsanstalten Angestellten, so wird man doch nicht behaupten wollen, daß ihre Lage in gleichem Grade gesichert wäre, wie die der Bauern und der Handwerker ältern Stiles, und der Unsicherheit der Lage entspricht stets die Unzuverlässigkeit der politischen Gesinnung: jeder tritt genau in dem Maße für das Bestehende ein, als er selbst an der Erhaltung des Bestehenden interessiert ist. Ein überaus großer Teil der heutigen Industrie dient einem von Modelaunen abhängigen Luxus; einen sichern Boden aber haben nur die Gewerbe unter den Füßen, die nicht dem Luxus, sondern dem Bedürfnis dienen. Gewiß ist der Begriff des Luxus relativ und verengert sich mit steigender Kultur; es hat Zeiten gegeben, wo eine Gabel, ein Taschentuch, ein Hemd ein Luxusgegenstand waren. Aber es giebt auch eine Grenze, über die hinaus Luxusmoden nicht mehr in Bedürfnisse verwandelt werden können, und bei dieser Grenze scheinen wir angelangt zu sein. Unsere guten modernen Öfen, unsere vollkommenen Beleuchtungsmittel, unsere Verkehrsmittel, unsere Bücher und Zeitungen — von den zuletzt genannten freilich nur die bessern — sind kein Luxus mehr, sondern Bedürfnis, und zwar Bedürfnis für alle, und manches davon ist noch verbesserungsbedürftig, aber das Reitrad, wie das Fahrrad eigentlich heißen müßte, wird niemals Bedürfnis für alle werden, und der Schokoladen-, Korrespondenzkarten- und Musikautomat ist für niemand Bedürfnis. In einer Aussichtshalle zählten wir jüngst zwanzig Automaten. Selbst den Kindern macht dieses auf einen barbarischen Geschmack berechnete Spielzeug nur so lange Spaß, als es ihnen neu ist, den gebildeten Erwachsenen widert es an, und es ist unwahrscheinlich, daß es sein heutiges Absatzgebiet noch lange behaupten sollte. Das Futteral einer Schokoladentafel, die man einem solchen Schaubudengerät entnimmt, ist nicht allein mit ein paar schönen Bildnissen geschmückt, sondern enthält auch noch einen Reklamebogen mit Bildern und verschiedene Kleinigkeiten, z. B. eine ganze Menagerie von Tieren in Buntdruck. Hier haben wir also eine ganze Industrie, die weiter keinen Zweck hat, als der Firma Stollwerck zum Siege über ihre Konkurrenten zu verhelfen. Es will uns nun nicht einleuchten, daß dieser Unsinn bis zum Ende der Zeiten Bestand haben sollte. Die Neue Freie Presse, die nicht in dem Verdacht der Feindschaft gegen moderne Erwerbsarten steht, brachte jüngst ein Feuilleton: Sie läßt rennen. Der Verfasser hat ein Gespräch zwischen einem sächsischen Stahlfederfabrikanten und einem Russen belauscht, der auf die Frage nach seiner Hantirung antwortet: ich lasse rennen, und dem erstaunten Biedermann aus Sachsen auseinandersetzt, daß das heute gerade so ein Gewerbe ist, wie das Schustern oder Schneidern; der Zeuge des Gesprächs berichtet dann über die erste Dame, die

*) Die Wichtigkeit einer statistischen Angabe einer Autorität wie Schmoller darf man nicht bezweifeln, aber diese Angabe hat uns überrascht; gegen 1882 ist der Prozentsatz der Handwerkerbevölkerung gesunken; damals machte sie den zehnten, 1895 nur noch den dreizehnten Teil der Gesamtbevölkerung aus.

sich diesem Gewerbe gewidmet und einen Rennstall angelegt hat, und schließt mit der Bemerkung: vorwärts gehts augenscheinlich mit uns, ob aber auf- oder abwärts? Rennstallbesitzerinnen gehören ja wohl einer Schicht an, die höher oder auch tiefer liegt als der ehrsame Mittelstand, aber sie schlagen in unser Thema ein, denn man wird es mit dem Erzähler der Anekdote bedenklich finden müssen, daß sich eine immer größere Zahl von Menschen auf Erwerbsarten wirft und wahrscheinlich werfen muß, denen man keinen langen Bestand voraussagen kann, weil sie nicht in den Bedürfnissen einer gesunden Volkswirtschaft wurzeln. Landwirte, Bäcker, Schuster, Schneider und Bauhandwerker wird es immer geben müssen, aber Leute, die der Kellame dienen, Rennställe, Putzfedern und dergleichen, sind vorübergehende Erscheinungen. Und wie sauer wird den der wirklichen Bedürfnisbefriedigung dienenden Gewerbetreibenden das Leben gemacht durch die häufigen plötzlichen Umwälzungen des heutigen Wirtschaftslebens! Man lese nur in den Untersuchungen über die Lage des Handwerks, was Mülling von den Schicksalen der württembergischen Gerberei erzählt! Wie da aller Augenblicke alle Berechnungen und Einrichtungen über den Haufen geworfen werden, bald durch eine Änderung der amerikanischen Zollpolitik, bald durch einen Umschwung in der heimischen Land- und Forstwirtschaft oder im Viehhandel, bald durch Launen der Mode! Nicht jeder ist mit so stählernen Nerven ausgerüstet wie der große Jakob Fugger, der auch in Zeiten, wo alle seine Millionen auf dem Spiele standen, jeden Abend „mit dem Hemde alle seine Sorgen ablegte“ und schlief wie ein Murmeltier. Je mehr die Leute durch Existenzunsicherheit nervös gemacht werden, desto weniger darf man sich darüber wundern, wenn die ganze Politik nervös wird. Und wie stark muß doch auch die Arbeitsteilung und überhaupt die heutige Arbeitsweise auf die Gemütsverfassung einwirken! Arbeit soll den Hauptinhalt des Lebens ausmachen, und wenn sie nicht befriedigt oder gar peinvoll ist, so wird die Grundstimmung der Gemüter Unzufriedenheit sein, und das wird sich in der Politik bemerkbar machen. Die Arbeit des Landwirts und des nach alter Weise betriebnen Handwerks befriedigen. Was aber die neuen Arbeitsweisen anlangt, so wollen wir heute gar nicht an die gesundheitschädlichen und unter besonders widerwärtigen Umständen betriebnen denken, sondern nur an etwas, was Dr. Otto Trüdinger in dem eben angeführten Sammelwerke über die Stuttgarter Buchbinderei erzählt: die Arbeitsteilung gehe so weit, „daß ein und derselbe Arbeiter Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr nichts andres besorgt, als das Kollationieren der zu bindenden Bogen.“ Muß ein Mensch bei einer so einförmigen Beschäftigung nicht nach und nach in den Zustand einer gelinden Raserei geraten? Nach alledem vermögen wir die gegenwärtige wirtschaftliche Entwicklung nicht für durchaus gesund und für ganz unbedenklich zu halten.

Kolonialpolitik auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß. Der Vortrag des Dr. Oldenberg am 10. Juni nebst der sich daran knüpfenden Besprechung berührt in vielen Punkten die in den Grenzboten schon mehrfach erörterte Frage, in welcher Richtung die nächsten Ziele des deutschen Reiches und des deutschen Volkes zu suchen seien. Den Gegensatz, der dabei am schärfsten hervorgetreten ist, kann man kurz mit den Worten bezeichnen: innere Kolonisation oder überseeische Politik. Wir haben zu wiederholtenmalen dargelegt, daß wir in dieser Gegenüberstellung nicht Partei sind, sondern daß unsre Lösung lautet: innere Kolonisation und überseeische Politik nach Maßgabe des allgemeinen Bedürfnisses und unter Wahrnehmung aller sich bietenden günstigen Gelegenheiten. In einem längern

Aussatz haben wir neulich dargelegt, daß innere Kolonisation und überseeische Politik in einem engen innern Zusammenhange stehen.

So können wir dem Professor Wagner nur zustimmen, wenn er als ersten weitem Schritt auf der Bahn unsers nationalen und sozialen Fortschritts die Schaffung einer achtungsgebietenden Kriegsflotte bezeichnet hat. Unsrer ganze volkswirtschaftliche Einsicht ist in dieser Beziehung noch nicht einen Schritt über das hinauszukommen, was schon vor fünfzig Jahren das A und das D des jungen preußischen Prinzen Adalbert war. Nachdem er auf seinen großen Reisen die Welt kennen gelernt und die Enge des binnenländischen deutschen Lebens hatte, hat er dem König Friedrich Wilhelm IV. oft die Worte wiederholt: „Für ein wachsendes Volk giebt es keinen Wohlstand ohne Ausbreitung, keine Ausbreitung ohne überseeische Politik, keine überseeische Politik ohne Flotte.“ Wer weiß heutzutage etwas Besseres? Wie Treitschke im fünften Bande seiner deutschen Geschichte berichtet, wollte schon damals der Prinz von Halbheiten nichts wissen; er sagte voraus, daß eine kleine Flotte den großen Seestaaten wie eine aufreizende Unmaßung erscheinen würde; wolle man den kühnen Wurf wagen, dann müsse Deutschlands Seemacht bald stark genug werden, um sich zur Schlacht auf die hohe See hinauszuwagen.

Als es England und Holland unternahmen, sich reiche überseeische Wirtschaftsgebiete zu erwerben, da waren sie viel ärmer und weniger mächtig, als es Deutschland zur Zeit der Hanse war oder heute ist. Die englische Navigationsakte von 1651, die bestimmte, daß außereuropäische Waren nur auf englischen Schiffen eingeführt werden dürften, bewirkte in achtzehn Jahren die Verdoppelung der Zahl der Matrosen und Handelschiffe; 1660 erfolgte dann die Bestimmung, daß sich nur geborne oder naturalisirte Engländer als Kaufleute in den englischen Kolonien aufhalten dürften. So hat England sein Kolonialreich gegründet; auf derartige praktische Grundsätze müssen wir unsre zahmen Landsleute immer wieder hinweisen.

Wo unser größeres Deutschland liegt, das kann man mit einem Blick im Andreeschen Handatlas auf Karte Nr. 7 und 8 sehen. Die noch nicht an eine der Großmächte vergebne Welt ist dort auf der Kolonial- und Weltverkehrskarte weiß gelassen worden, und ein solcher breiter weißer Streifen zieht sich vom deutschen Reiche südostwärts hin bis zu dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris. Dieses Land haben schon Koscher und Zannasch als das Erbe Deutschlands bezeichnet, und in diesem Gedanken sind sich diese beiden Nationalökonomien mit Friedrich List, mit Robbertus, mit Lassalle und mit Leroy-Beaulieu begegnet. In dem Buche über Kolonisation und Auswanderung von Koscher und Zannasch heißt es: „Hier könnte ein neues Deutschland entstehen, das an Größe, Volkszahl und Reichtum das alte Deutschland sogar überträfe, das zugleich wider jede Art von Russengefahr, Panlawismus usw. das sicherste Bollwerk bildete. Dieses Land könnte nationalökonomisch ganz ähnlich benutzt werden wie das Mississippithal und der ferne Westen der Vereinigten Staaten, insbesondere auch was die faktische Ausschließlichkeit der Benutzung anbelangt. . . . Selbst militärisch wäre das Gebiet mit unserm auf die allgemeine Wehrpflicht begründeten Heerwesen leicht in Zusammenhang zu bringen, sei es unmittelbar, wenn die neubesiedelten Landschaften Teile des Reichs würden, sei es mittelbar, wenn sie wenigstens in dauernde Bundesgenossenschaft mit uns träten. Wohl sind für das alles zwei ernste, schwere Bedingungen unerlässlich: eine günstige Weiterentwicklung im Innern und ein enges Bündnis mit einem wahrhaft verjüngten Österreich. Wenn aber diese Bedingungen

vorhanden sind, würden von außen her gewiß keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstehen. Nur diejenigen germanischen Neustaaten haben auch in der Völkerwanderung ihre Rationalität bewahren und überhaupt lange gedeihen können, die nicht durch eigentliche Wanderung eines ganzen Stammes, sondern durch kolonialisatorische Ausbreitung von ihren alten Sitzen her in stetem Zusammenhange mit diesen begründet wurden."

Das ist es, was wir den Herren Professoren Wagner und Weber zu sagen haben.

Einzelne Schwärmer für bestimmte Regierungsformen, die unsre Bundesgenossen nach der ihnen zusagenden Regierungsform wählen möchten, nehmen wir in dieser ihrer Schwärmerei nicht ernst. Wessen Interessen sich mit den unsrigen vereinigen lassen, der ist uns als Freund willkommen, der Feinde sind ohnehin genug da. Geht doch auch das autokratische Rußland Hand in Hand mit der Republik Frankreich, wo es sich um Verfolgung gemeinsamer Ziele handelt, ohne daß die russische Regierung dadurch merklich freisinniger oder Frankreich despotischer geworden wäre. Zur Liebe können wir Frankreich und England nicht zwingen; der Einfall, aus Begeisterung für die englische Verfassung den Engländern die Kastanien aus dem russischen Feuer zu holen, wäre nur etwa des sinnreichen Edeln von la Mancha würdig.

Das Neueste aus der alten Wartburgstadt. „Immer 'rein, meine Herrschaften, alleweile ist gerade der Anfang, hier ist zu sehen die ganze Welt und noch sieben Dörfer,“ so hören wir auf dem Jahrmart oder Vogelschießen die Stimme des Ausrufers erschallen. Es ist uns fast zu Mute, als stünden wir vor so einer Jahrmarttsbude und hörten alten Trödel anpreisen, wenn wir lesen, was „Eingeweihte“ über das neue Wagner-Museum am Fuße der Wartburg berichten. Manchmal wird auch der schüchterne Versuch gemacht, das, was da in dem trauten Dichterheim an dem bewaldeten Bergeshang entstanden ist, Reuter-Wagner-Museum zu nennen, aber es glaubts niemand recht. Wenn man von den vielen Räumen liest, die dem Andenken des „Meisters von Bayreuth“ und der ihm nahe stehenden Personen gewidmet sind, so fragt man unwillkürlich: „Habt ihr denn im Reuterhause kein Plätzchen für den alten Fritz Reuter?“ Ach ja, so weit es der Raum gestattet, ist auch ein Reuterzimmer eingerichtet, vielleicht sogar ein Kämmerchen oder zwei dazu — da findet ihr Andenken an Reuter genug. Nicht alles, was im Hause war, und was Reuters Witwe mit dem Hause selbst der Schillerstiftung vermachte, damit es ein Heim würde für deutsche Dichter, hat man darin behalten können, man brauchte eben Platz für den kostbaren Schatz der „Wagnerreliquien.“ Einmal wurden auch verschiedene Gegenstände in der Villa Reuter versteigert, die, wie die Anzeige sagte, zu Reuter nicht in Beziehung standen. Wie kamen sie denn aber dann dorthin?

Es liegt nun einmal in dem Zug unsrer Zeit, daß schwärmerische Gemüter wie zu einem Heiligtum aufblicken zu Dingen, die von dem „Meister“ herrühren. Man kann es ja auch niemand verwehren, entzückt zu sein bei dem Anblick eines rosafeidnen Hemdes, das „Er“ getragen, und bei den schönen Spitzenmanschetten und Jabots, die dazu gehören, oder bei einem „Wagnerbarrett,“ das die kunstvolle Hand irgend einer Putzmacherin in geniale Falten gelegt hat. Auch einen Taktstock, den des „Meisters“ Hand geführt hat, mit Ehrfurcht zu betrachten, ist eine rein persönliche Sache. Haben doch seinerzeit Verehrerinnen Liszts eine Rose, auf der er gefessen hatte, an die Brust gesteckt, ja an die Lippen gedrückt. Ich bin weder Musikkenner noch Musikschwärmer, habe mich aber ehrlich erfreut am Tannhäuser, am Lohengrin, an den Meisterfingern; auch der Fliegende Holländer

war mir recht, und ich habe auch gern zugehört, wenn ein Bayreuther Pilger erzählte von all dem Schönen und Großen, das er aus dem Parzival herausgehört haben wollte. Aber weiter gehe ich nicht mit. Was man alles zusammenphilosophirt und phantastirt hat von der Herrlichkeit deutscher Kunst, zu der Wagner den Weg gezeigt habe, das läßt mich in seiner Überschwänglichkeit ganz kalt, wenn ich auch Wagners Bedeutung nicht verkenne.

Was hat nun aber das Raritätenkabinett oder der Ehrentempel des Wagnerschen Genius in Eisenach in Fritz Reuters Haus zu suchen? Man könnte sagen, um einen Ausdruck des berühmten Herrn Dr. C. Beyer zu gebrauchen, Wagner sei so jener Burg „örtlich näher gerückt,“ die er in seinem ersten bahnbrechenden Werk verherrlicht hat. Aber mir scheint der Grund nicht stichhaltig. „Im Reuterhause soll nur Reuter wohnen.“

Als die Witve Reuters gestorben war, fand man den Gedanken sehr hochherzig, daß das Haus, das Reuter mit liebevollem Eifer in herrlicher Lage erbaut, und in dem er so manches vortreffliche Werk geschaffen hatte, deutschen Dichtern, die nicht vom Glück begünstigt gewesen waren, einen Ruhefiz bieten sollte.

Da aber die Erhaltung des Hauses, zum Teil wegen seiner Lage am Bergabhäng, jährlich bedeutende Ausgaben erfordert, obgleich der Großherzog von Weimar, als alter guter Nachbar Reuters von der Kartause her, die Instandhaltung des Gartengrundstücks übernommen hatte, so ergriff die Schillerstiftung den Ausweg, das Haus an die Stadt Eisenach zu verkaufen. Gefostet hat es seinerzeit Reuter das Doppelte, als was jetzt daraus gelöst werden konnte.

Nun war die Gelegenheit gegeben, dem Ruhmeskranze Eisenachs ein neues Blatt oder einen ganzen Bündel Vorbeerblätter einzufügen: das Reuterhaus wurde Wagnermuseum. Mancher Kunstfreund oder Schwärmer, mancher Lokalpatriot der Wartburgstadt wird sich darüber freuen. Ich aber denke daran, wie ich einst an einem stillen Frühlingsmorgen Haus und Garten des Dichters so freundlich vor mir liegen sah, im frischen grünen Schmuck der Bäume und Blumen, alles von glänzenden Tauperlen übersät. In einem Busch, nahe am Hause, saß eine Nachtigall und begrüßte mit ihrem wunderbaren Gesang den Morgen; ganz still saß die Sängerin auf ihren Zweigen, als hätte sie nur Sinn für das Lied, das ihrer Kehle, und, wie mich dünkte, auch ihrer Seele entquoll. Und wieder führte mich mein Weg vorüber, es war an einem schönen Frühlingsabend, wenige Wochen vor dem Tode der Frau Reuter. Im Strahle der untergehenden Sonne hatte mir die alte Burg alle ihre Reize gezeigt, die sonst das Auge nicht immer erblickt. Der herrliche Wald lag in duftiger Frische, fast noch durchsichtig vor mir, und ich konnte manche Schönheit erkennen, die später verschwindet. Violett und purpurn leuchteten die Felsengruppen des Breitengeheides und des Marienthals aus dem Kranze des Waldes herüber. Von der Burg herabsteigend sah ich in der Säulenhalle des Reuterhauses die Witve des Dichters an einer Säule gelehnt sitzen, sie schaute hinaus in die schöne Abendlandschaft. Da ertönten von der Wartburgchauffee her Waldhornklänge, und hell trug der Abendwind die Melodie des Thüringer Volksliedes herüber:

Ach wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann;
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!

Da neigte die Greifin das Haupt, es war, als wollte sie innern Stimmen lauschen. Lange noch sah ich sie so gebeugt in ihrer Halle sitzen, bis ich meinen Weg durch die Kartause verfolgend sie aus dem Auge verlor.

An jenen Morgen und an jenen Abend, noch mehr aber an die Frau des Hauses muß ich denken, wenn ich mir vorstelle, wie es jetzt im Neuterhause aussehen mag. Wie ganz anders hat es sich Luise Neuter gedacht in ihren letzten Erdentagen, wie anders hat es dem Geiste derer vorgekündet, die die irdische Hülle der edeln Frau zur letzten Ruhestätte begleiteten. Und auch durch meine Seele klingt wie eine trauernde Frage: „Ach wie ist's möglich dann!“



Litteratur

Zeitpossen. Fünf amerikanische Mädchen, angeblich Schwestern (aber wem liegt dabei an dem Stammbaum?), zogen durch die Großstädte Europas und tanzten. Ganz gleich gekleidet in taillenlose Babykleidchen mit langen schwarzen Strümpfen, tanzten sie Absinth, Cognac, Whisky usw. und singen dazu, was man nicht zu verstehen braucht, weil es sich für gewöhnliche Menschen anhört wie Kinderlieder, und den tiefen Sinn wird man gern den Kennern zu genießen überlassen. Dieser Hochgenuß stieg in Paris einem dichtenden Vikonte zu Kopfe, und so entstand: Die Barrisons, ein Kunsttraum von Pierre d'Ubecq, worin allerlei Betrachtungen über das Weibliche angestellt werden in der bekannten überkünstelten Impressionistenprosa. Sie nehmen dann die Form von Halluzinationen an, schildern verschiedene weibliche Erscheinungen und werden, damit das große Nichts nach etwas mehr aussieht, für die Gimpel als „blutigste Satire auf die große, pathetische Tugendlüge unsrer Tage“ ausgebaut. Ehe sie noch französisch in Paris erschienen, sind sie für Deutschland in Wiener Litteraturdeutsch übersetzt herausgegeben worden (Berlin, Schuster und Loeffler), und Verfasser, Herausgeber und Verleger sind in gleicher Weise überzeugt, daß sie dem deutschen Leser etwas sehr wertvolles darbringen, indem sie alle drei nachdrücklich „Bitate ohne Gänsefüßchen“ verbieten. Angenehm ist es nicht, sie jedesmal hinzumalen, und der Leser muß sie sich gefallen lassen. Wie wäre es, wenn wir beide sie ansähen wie die Handschuhe, die man sich angezogen hat, um gewisse Dinge, mit denen man zu thun hat, sich nicht unmittelbar an die Haut kommen zu lassen? — Uns erscheint der französische Vikonte und seine „Dichtung“ viel weniger merkwürdig als die deutsche Bearbeitung und manches, was mit ihr zusammenhängt. Pierre d'Ubecq, dessen Wappen und mordsmäßig häßliches Porträt abgebildet werden, ist nämlich nur der Bastard eines Vikonte, der, von seinem Vater verstoßen, als Büroarbeiter seine Tage fristete, bis ihn ein ansehnliches Vermächtnis in die Lage brachte, ganz „seinen Künsten“ zu leben, er heiratete dann „zum Schrecken der edlern Massen eine Korbflechterstochter“ und hat bis jetzt einen Band Gedichte („Lieds“) und drei ebenso pikante Kleinigkeiten erscheinen lassen. Im Kreise der Seinen ist er bald zu einer gewissen Berühmtheit gekommen. Man weiß, daß in Frankreich ein solcher Kreis in Wirklichkeit sehr klein ist, und daß die Berühmtheiten schnell wechseln, denn die meisten wollen nur einen neuen Eindruck, und dann ist für sie die betreffende Erscheinung abgethan. Es wäre auch wirklich nicht zu sagen, worin bei dieser neuen „Dichtung“ das Besondere, das Auszeichnende liegen soll, als höchstens in einzelnen Ausdrücken, die als „Gefühlsextrakt, der das Medium des Gehirns nicht kennt,“